

Leseprobe aus:

Peter Bachér

Liebe jeden Augenblick



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Liebe ist ein Geschenk	11
Wünsche an ein ungeborenes Kind	15
Das lange Warten im Wartezimmer	18
Gespräche, die nicht mehr nachzuholen sind	22
Abschied von der Fülle des Lebens	26
Der Wert der Aufmerksamkeit	30
Geburtsbrief an den Sohn	34
Ein Telefonat kann keinen Brief ersetzen	38
Gedanken bei einer Ehrung	42
Ein Freund aus Jugendtagen	46
Erfolg macht nicht immer glücklich	50
Venedig – ein verlorener Traum	54
Im Reisebüro ist die Welt so nah	58
Liebe jeden Augenblick	62

- Die gute alte Zeit bleibt oft
für immer verloren 66
- Festtags- und Geburtstagswünsche –
was sie wirklich sagen sollten 70
- Wenn man am Ende des Lebens
die Dinge regeln muss 74
- Einladungen können einem
trotzdem etwas geben 78
- Wir sind mächtig und
ohnmächtig zugleich 82
- Träume kann man nicht
zum Patent anmelden 85
- Zeugen eines gelebten Lebens 89
- Eine heilsame Lektion
aus der Kindheit 93
- Liebeserklärung an eine
kleine Strandbude 97
- Wo man als Kind die Träume
vom Himmel holte 100
- Zurück aus der Ferne,
aber noch nicht da 103
- Aus der Bahn geworfen
für ein paar Tage 106

- Auf dem Weg nach oben
kann man tief fallen 108
- Was ist wichtiger als
eine echte Freundschaft? 111
- Was eine einzige Zeile aus
einem Buch dir sagen kann 114
- Es gibt kein problematisches Kind,
nur problematische Eltern 117
- Ein Reiseruf, wenn man im Auto
unterwegs ist 120
- Seltsame Gefühle vor der Abreise 122
- Das Glück, nicht allein
zu verreisen 126
- Die Treue zu einem alten
Sommeranzug 132
- Wenn ein Frühstück etwas
ganz Besonderes wird 134
- Es fällt schwer, mit den
späten Jahren klug umzugehen 137
- Wenn das Alter in kleinen Schritten
daherkommt 140
- Die Liebe kennt keine
Vorankündigung 144

Wissen wir Männer, was die Frauen für uns opfern?	147
Was fängt man mit der großen Freiheit an?	150
Wie viel ist der Urlaub wert?	153
Wenn der Platz neben einem am Strand plötzlich leer ist	156
Was ein ganz harmloser Satz bewirken kann	159
Die Angst vor dem »Doppler«	162
Abbitte für meinen Hochmut	165
Der Drang nach ewiger Jugend	168
Das Gefühl von: Hier müsste man bleiben!	171

Liebe ist ein Geschenk

Was ist nur mit der Liebe los? Ist sie gefährdet, von einem neuen Zeitgeist angekränkelt? Ich bin erstaunt, wenn ich mich heute so umhöre, bei jungen Paaren, oft auch bei alten Paaren – und natürlich auch bei prominenten Paaren, die ja von der Krankheit »Jetzt rede ich!« befallen sind und alles, aber auch alles bereitwillig vor Millionen Lesern ausbreiten, was eigentlich unter der Bettdecke bleiben sollte.

Denn die Worte, die mich immer wieder so nachdenklich stimmen, lauten: »Wir arbeiten hart an unserer Liebe.« Sogar das weltberühmte Ehepaar Catherine Zeta-Jones und Michael Douglas leistet Schwerarbeit. Die Frau, die 25 Jahre jünger ist als ihr Mann und die sich erinnert, dass niemand an ihrem Hochzeitstag auf das Gelingen ihrer Ehe gewettet hätte, sagte zur »Welt« in einem Interview: »Wir arbeiten an unserer Beziehung, und zwar jeden Tag, denn sie ist das Kostbarste, was wir haben.«

Da frage ich mich ganz allgemein: Seit wann hat Liebe etwas mit Arbeit zu tun? Braucht man dafür Politiker, gar Parteien? Ein Liebes-Parlament?

Oder Gewerkschaften? Ein grausiger Gedanke, dass die Spielregeln einer gerade in Deutschland total durchorganisierten Arbeitswelt plötzlich auch für die Liebe gelten sollen. Ja, wie muss man sich das vorstellen? Arbeiten beide Partner gleichzeitig, oder nur einer, und der andere schaut zu? Gibt es demnächst »Hartz 4« in Sachen Liebe? Theodor Fontane würde sagen: Hier tut sich ein weites Feld auf ...

Eine meiner besten Freundinnen ist ein Kind des Nordens. Sie braucht den Wellenschlag des Meeres, den offenen Himmel, die Einsamkeit in den Dünen; ihr Partner hingegen kann sich ein Leben ohne die Nähe der Berge nicht vorstellen, je höher, desto besser, erst der Gipfelblick macht ihn glücklich – beide versuchten, an ihrer Beziehung »zu arbeiten«, indem es wenigstens in den Ferien im Pendelschlag mal nach Tirol, mal an die Nordsee ging, trotzdem lief es schief, alle Arbeit was vergebens. Wahrscheinlich haben beide nicht genug »gearbeitet«, die Hochzeit fand jedenfalls gar nicht erst statt.

Und um ehrlich zu sein: Das hat mich in keiner Weise überrascht. Denn, so frage ich mich: Was haben Zärtlichkeit, innere Übereinstimmung, Vertrauen ohne Wenn und Aber, was haben Treue – und das Versprechen »bis dass der Tod uns scheidet« – mit Arbeit zu tun?

Arbeit ist ohne Zweifel etwas höchst Ehrenwertes, aber sie findet doch in einer anderen Liga

statt. Es geht schon mit den Formalitäten los. Da gibt es Verträge, Abfindungen, Kündigungsklauseln, Scheinverträge, Schwarzarbeit – die ganze Skala menschlicher Schwächen, die wir mit wenig Erfolg zu ordnen versuchen. In der Liebe hingegen gibt es den Zauber der Freiheit. Sie ist nicht zu kaufen, nicht zu kommandieren, nicht zu erzwingen, nicht einklagbar. Inmitten unserer lauten, von Exhibitionismus und Untreue zugehörnten Welt gibt sie spätestens bei der Hochzeit den edelsten Gefühlen den Glanz der Dauer.

Der Gedanke beispielsweise, dass man die Ehe eines Tages abschalten könnte wie einen elektrischen Apparat, sollte dann nie mehr kommen. Selbst bei Konflikten – sie sind wie Gewitter, verändern keinen Sommer, nehmen dem Himmel doch nicht sein Blau – sollte dieser eine Gedanke niemals dabei sein: Man könnte ja auch miteinander Schluss machen. Liebe heißt, sich immer wieder in Erinnerung zu rufen, was einen verbindet, nicht, was einen trennt!

Was ist das überhaupt: eine gute Ehe? Sie ist ein Gespräch ohne Ende. Sie lebt vom ständigen Umeinander-Umsorgtsein. Sie ist das Gefühl, dass eigentlich alles erst begann, als der geliebte Mensch kam. Eine gute Ehe gibt einem Mann die große Chance, die ganze Welt zu umarmen – in seiner Frau.

Wenn ich sagen sollte, wer von allen Dichtern und Denkern zu diesem Thema das schönste, das gültigste Wort geprägt hat, ich würde den Philosophen Friedrich Wilhelm von Schelling zitieren: »Das ist das Geheimnis der Liebe, dass sie solche verbinde, deren jedes für sich sein könnte – und doch nichts ist und sein kann ohne das andere.«

Menschen, die dieses Glück in der Liebe und durch die Liebe gefunden haben, sprechen nicht von Arbeit und Leistung, sie sprechen von einem Geschenk – und sie haben recht.

Wünsche an ein ungeborenes Kind

Liebes ungeborenes Kind, ich weiß, Du willst endlich auf unserem schönen Planeten landen, Du bist schon im Wartesaal im Himmel ganz nach vorne gerückt, die Aussichten, auf Erden einen Platz zu finden, sind im Prinzip auch wunderbar – in hundert Jahren stieg die Zahl der Erdenbürger von einer auf sieben Milliarden – kein Platzproblem also, gäbe es nicht doch ein Problem: Du hast Dich ausgerechnet für Deutschland angemeldet! Und das ist, liebes ungeborenes Kind, nun leider ein ganz schwieriges Ticket.

Denn Kinder sind hier, ich sag' es in sonntäglicher Schreibstimmung mal milde, nicht sehr hoch im Kurs. Manche Experten behaupten sogar, in Deutschland sei man »kinderfeindlich«. So weit will ich nicht gehen, aber Tatsache ist, dass Du überall in Europa – ob Spanien, Frankreich, England, Italien, auch in den USA – schon längst das Licht der Welt erblickt hättest – ausgerechnet Dein geliebtes Deutschland aber ist – erstaunlich für das Land der Weltmeister in vielerlei Hinsicht – in der Geburtenstatistik leider das Schlusslicht.

Neu ist dieses Phänomen übrigens nicht, vor Jahrzehnten habe ich Dich in meiner Kolumne schon einmal gewarnt, dass die Zeiten, da Kinder als »höheres Schicksal« angesehen werden, hierzulande endgültig vorbei sind. Der Deutsche hatte Ende der Sechzigerjahre eine neue Religion für sich entdeckt – und er konnte sie auch benennen: Selbstverwirklichung! Im Alltag hieß das, simpel gesprochen: Wenn ich auf meine damals aktuelle Trauminsel Gran Canaria fliegen wollte, um braun-braun zu werden, dann war mir das lieber und wichtiger, als schlafgestörte Nächte neben einem schreienden Baby zu verbringen. Die Formel hieß: Baby gleich Arbeit und Verzicht. Und Verzicht gleich: NEIN! Inzwischen gab es, um kinderlos zu bleiben, auch neue kleine Pillen, die man – das Wort ist verräterisch! – Anti-Baby-Pillen nannte.

Das Ziel war immer dasselbe: bequemer leben, leichter leben, und bloß keine Verantwortung. Auto, Wohnkomfort, Reisen, Job – alles auf der Liste der Wünsche an das Leben hatte Vorrang. Das ist keine Vermutung, das war das Ergebnis von Umfragen. Denn der moderne Mensch hatte eine neue Form von Ehrlichkeit entwickelt: Er gab seinen Egoismus jetzt bereitwillig öffentlich zu, brüstete sich sogar damit.

Und er war ganz groß im Erfinden einer neuen Bequemlichkeitsphilosophie, deren Formel sim-

pel lautet: Babys muss man nicht selbst haben, sie sind auch ganz niedlich, wenn man sie bei anderen sieht.

Natürlich sprechen wir hier nicht von jenen Menschen, die sich aus wichtigen sozialen oder medizinischen Gründen keine Kinder wünschen; auch nicht von jenen, denen Kinder gegen ihren eigenen Wunsch vom Schicksal vorenthalten wurden. Nein, wir sprechen hier von den neuen »Ichlingen«, an die der Nobelpreisträger Konrad Lorenz dachte, als er schon vor Jahrzehnten von der Eiszeit der Gefühle sprach, die über uns wie eine Krankheit hereingebrochen ist.

Und dennoch, liebes Ungeborenes: Natürlich würdest Du, einmal auf die Welt gekommen, tausend Kräfte mobilisieren und das Leben Deiner Eltern, später Deiner Freunde und Weggefährten, um eine faszinierende und wunderschöne Dimension bereichern, die zu beschreiben selbst Dichtern kaum gelingt – vor dem Wunder der Geburt versagen alle Worte.

In diesem Sinne wünsche ich Dir, dass Du doch noch das Licht der Welt erblickst und dass es bei uns geschieht: Deutschland ist nicht nur ein herrliches Land, es beginnt gerade auch, darüber nachzudenken, warum es hier Jahr für Jahr mehr Sterbefälle als Geburten gibt ... Du merkst, liebes Ungeborenes: Du wirst hier dringend gebraucht. Und nichts ist schöner als dieses Gefühl!

Das lange Warten im Wartezimmer

Ich sitze im Wartezimmer. Ich sitze jetzt genau zwanzig Minuten. Ich habe erst in einer Illustrierten geblättert, sie dann aber zur Seite gelegt. Zu nervös. Ich schaue mich in den Gesichtern der Menschen um. Keiner redet ein Wort. Alle warten auf den Arzt, die Untersuchung, die Diagnose. Alle denken insgeheim: Lieber Gott, lass die Diagnose kein Fallbeil sein.

Inzwischen sind weitere sieben Minuten vergangen. Ich hatte mir vorgenommen, exakt nach einer halben Stunde – nicht früher, nicht später – die Dame an dem Empfang daran zu erinnern, dass ich für 14 Uhr bestellt sei, »da geht es bei uns nicht so turbulent wie am Morgen zu«, hatte sie mir versprochen.

Aber ich traue mich nicht. Im Wartezimmer wirst du auf Normalgröße zurückgestutzt. Und der Schmerz, den ich tief in mir spüre, flüstert mir zu: Mach keinen Fehler, halte aus, du musst wissen, was dich so aus der Bahn geworfen hat, ohne die richtige Diagnose gibt es nicht das »Glück der Abwesenheit von Schmerz«, das schönste Glück, das ich kenne, je älter ich werde.

Ich bin neu in dieser Praxis, da ist es zwecklos, auf Einhaltung des Termins zu drängen, noch dazu, wenn man freundlich »dazwischengeschoben« wurde – »Der Herr Doktor verzichtet schon seit Langem auf die Mittagspause.« – »Wieso denn das?«, hatte ich am Telefon zurückgefragt. »Haben Sie nie etwas von der Gesundheitsreform gehört, die die Ärzte krank macht?« Die Schwester war ganz schön frech, und sie wusste es, denn sie lachte bei diesen Worten.

Dann endlich werde ich aufgerufen. »Bitte nehmen Sie die rechte Tür.« Und siehe da: Der Arzt steht leibhaftig vor mir. Ich war nicht in eine Kabine geschleust worden, um mich »freizumachen«, was ich zuerst befürchtet hatte: Ein beliebter Trick, so hatte ich gelesen, mit dem Patienten eingeschüchtert werden – wer in der Zelle einige Zeit vor Kälte schlotternd wartet, begreift schnell, wer hier das Sagen hat, das Tempo bestimmt. Geduld ist angebracht.

Ich stehe also vor dem Arzt. »Schießen Sie mal los ...« Er will hören, wo bei mir der Schuh drückt – aber eigentlich will er es auch wieder nicht hören, denn nach wenigen Sekunden schon unterbricht er mich ... Das ist ja wie in Amerika, denke ich, wo Forscher nachgewiesen haben, dass sich ein Arzt die Leidensstory eines Patienten im Durchschnitt nur 22 Sekunden anhört, dann würgt er ihn ab, um Zeit zu sparen. Aber auch

bei uns in Europa ist es nicht besser: Hier erzählt ein Kranker im Durchschnitt in höchstens zwei Minuten, wie es ihm geht, was ihm fehlt, wo er Hilfe erwartet, wie eine Studie der Universität Basel nachgewiesen hat.

Mit anderen Worten: Im Wartezimmer läuft der Minuten- oder gar Stundenzeiger, im Untersuchungszimmer hingegen der Sekundenzeiger, ein trauriger Befund.

Unwillkürlich musste ich bei Lektüre dieser aktuell ermittelten Zahlen an eine Szene im Deutschen Herzzentrum in Berlin zurückdenken. Dort sah ich im Treppenhaus Professor Roland Hetzer stehen, den Chefarzt, der schon über hundert Herzen transplantiert hat. Einer der ganz Großen seines Fachs. Vor ihm an einer Säule auf einer Treppe stand eine junge Mutter. Sie hängt buchstäblich an den Lippen des Arztes, das Gespräch dauert zehn, zwanzig Minuten.

Später sagte Professor Hetzer zu mir: »Entschuldigen Sie, dass ich Sie warten ließ. Aber in einem schwierigen Fall muss man sich als Arzt alle Zeit für ein wichtiges Gespräch nehmen. In diesem Fall ging es um Komplikationen am Herzen eines frisch operierten Babys, da konnte ich die Frau unmöglich ohne Antwort lassen. Wir Ärzte müssen den Patienten zeigen, dass sie nicht ein Fall in einer Versuchsreihe oder ein Objekt des Geldverdienens sind.«

Und nach einer kleinen Pause des Nachdenkens fügte Professor Hetzer hinzu: »Ich bin immer wieder überrascht, wie wenige meiner Kollegen das verstehen.«